Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 18. 8. 1935 | Nr. 33

Fahnenweihe.

Das war ein Erlebnis für die Bevölkerung von Lessen und Umgebung. Nicht nur für die 1 000 erwachsenen Mitglieder der Ortsgruppe Lessen, sondern auch für die Kleineren, die nach dem Gesetz noch nicht Mitglieder sein können, für die Hunderte von D. V.-Gästen aus der Provinz und für die Volksgenossen aus dem Reich.

Durch die hohen Baumwipfel schien die Abendsonne auf das Halbrund des Thingplatzes im Clarenauer Wald.

Mustergültig war die Ordnung. Wegweiser, Parkplatz für die Autos, Parkplatz für die Wagen mit Anbindegelegenheiten, Parkplatz für die Hunderte von Rädern, jedes mit eigener Abstellnummer — alles war planvoll vorbereitet.

Lange vor Beginn waren die zahlreichen im ansteigenden Gelände errichteten Bänke besetzt und weit über 2000 Teilnehmer füllten das weite Halbrund im Walde. Gegenüber, jenseits des großen Rasenplatzes, umrahmt von jungen Tannen die hohe Rednertribüne, eingefaßt von den großen D. V.-Flaggen, davor eine einzige Gruppe: Die noch nicht entrollte Fahne mit ihren drei Fahnenträgern, von denen keiner unter 2 Meter maß, als gewaltiger Hintergrund auf ansteigendem Hange die alten Fichten und Birken.

Um 3/47 Uhr setzt das eigene Orchester ein. Man weiß nicht, was mehr blitzt, die blanken Instrumente oder die Augen der jungen Kameraden, die heute zum ersten Mal ihren Volksgenossen zeigen, was Wille und Fleiß in kurzer Zeit zu leisten vermochten. Punkt 7 Uhr schmettern Signale durch den Wald. Und nun ziehen sie heran auf den verschiedenen Waldwegen, die Hunderte von Mädel und Jungen und die kleinen Spielscharen der Ortsgruppe mit ihren Fahnen und Wimpeln, alles im Gleichschritt, in der schimmernden Tracht der D.V. Es folgen Abordnungen anderer Ortsgruppen und die Reichsdeutschen mit ihren Fahnen. Bald flattern alle Fahnen vor der Rednertribüne, und die Abendsonne wirft ihre friedlichen Strahlen zugleich auf die polnische und die Hakenkreuzfahne, — ein eindrucksvolles Bild im grünen Wald unter dem leuchtenden Abendhimmel. Und nun baut sich ein Programm auf, das uns nicht nur einen guten Ausschnitt aus der Volkstumsarbeit der Ortsgruppe bietet, sondern das in seiner Steigerung bis zur letzten Minute dem Ernst der Stunde gerecht wird und uns alle bis auf den letzten Mann begeistert und in seinen Bann schlägt.

Der Vorspruch „Wir schmieden", von dem Jungbauern Bilz-Gubin gesprochen, bildet den Auftakt. Es folgen schlichte und harte Sprechchöre, abwechselnd mit gemeinsamen Liedern und Darbietungen der Jugend: begeisterten Beifall ernten die Mädels mit ihrem Rosen- und Fahnenreigen, die Spielscharen mit ihren turnerischen Darbietungen und Spielen. Der Schluß war eine Pyramide der Kleinsten. Als auf den Zuruf des Spiel- und Turnwarts Vg. Müller-Jakobkau „Jungens, was seid Ihr,", die Antwort erscholl: „Frisch, fromm, fröhlich, frei", setzte ein Beifallssturm aller Anwesenden ein, der ein Zeugnis ablegte, daß der Wert und Erfolg der Arbeit gerade unter den Kleinen und Kleinsten allgemein erkannt worden ist. Der ernste Sprechchor „Deutsche Vereinigung" leitete über zu der Ansprache des Vg. von Koerber „Unsere Bewegung und unsere Fahne." Nach der Begrüßung gab der Redner einen Überblick über die Volkstumsarbeit der letzten zwei Jahre im Lessener Bezirk. „Wir haben mit der Fahnenweihe gewartet, bis wir ein Stück Arbeit geleistet haben und Ihr heute einen praktischen Ausschnitt vor Euch seht. Wir haben gewartet, bis wir stark geworden sind nicht nur an Zahl, sondern auch an innerer Geschlossenheit, bis wir eine feste und untrennbare Gefolgschaft geworden sind, auf die unser Führer sich stützen kann. Wir haben gearbeitet, bis wir nicht durch Redensarten, sondern durch Taten den Beweis führen konnten, daß bei uns echte Volksgemeinschaft entstehen konnte und echter Nationalsozialismus gelebt wird. Wir danken diesen Erfolg in erster Linie der unermüdlichen hingebenden Arbeit unserer Obleute und Obmädels, die trotz schwerster Sprengungsversuche unserer Gegner **den unbedingten Willen zum Zusammenkommen in unser Bevölkerung zum Siege geführt haben!** (Minutenlanger Beifall.) Wir sind ärmer geworden in den letzten Jahren an materiellen Gütern, haben die Sorgen in jedem Haus, ringen mit schwersten ungelösten Fragen, aber wir sind reicher geworden an inneren Werten: Wir alle haben die Wahrheit des Wortes Adolf Hitlers erlebt: Es ist das größte Glück eines Volkes, wenn es sich untereinander verstehen lernt. Wir kennen und achten uns alle untereinander und wir verstehen uns nicht nur, sonder wir stehen zusammen durch dünn und dick (Begeisterte Heilrufe). Wir blicken nicht sebstzufrieden auf das Erreichte, sondern wir geloben heute: Nun erst recht zu arbeiten an uns selbst und an der Einheit unserer Volksgenossen in der „Deutschen Vereinigung" im ganzen Land, nach den klaren Grundsätzen Adolf Hitlers, in dem wir und alle deutschen Nationalsozialisten in der ganzen Welt unseren geistigen Führer erblicken.

Die jungdeutschen Agitatoren und ihre Presse bewerfen uns — jeden, der ihnen unbequem ist — und in letzer Zeit besonders unseren gewählten Führer Dr. Kohnert andauernd mit Dreck. (Empörte Pfuirufe.) Laßt sie ihre Giftpfeile abschießen! Sie können uns nichts anhaben. Sie kämpfen mit Worten und Phrasen — wir kämpfen mit Taten, wie wir es auch mit unserer heutigen Feier unter Beweis stellen (Starker Beifall). Hunderte Arbeiter der Stirn und der Faust haben in enger Kameradschaft für den heutigen Tag mitgearbeitet, beseelt von dem einen Gedanken: All ihren Volksgenossen zu zeigen, was echte Volksgemeinschaft zu leisten vermag. Ihr alle, die ihr geholfen habt, ihr markiert nicht Nationalsozialisten, sondern ihr handelt als Nationalsozialisten. Solches Tun überzeugt alle, die guten Willens sind.

Mit diesem festen Willen und dieser Einsatzbereitschaft sind wir gewillt, die Verantwortung vor der Geschichte und vor unserer heranwachsenden Generation zu tragen!

Mit diesem festen Willen und dieser Einsatzbereitschaft treten wir unter unsere Fahne, stehen wir hinter unserem Führer Dr. Kohnert und geloben ihm Gefolgschaftstreue!

Mit diesem festen Willen und dieser Einsatzbereitschaft wollen wir als deutsche Nationalsozialisten im Ausland den Willen Adolf Hitlers erfüllen nach unserem besten Können!

Vorwärts: Durch Kampf zum Sieg!"

Beifallsstürme und Heilrufe zeigten, daß alle so dachten wie der Redner. Er verlas nun folgedes Telegramm zur Beschlußfassung:

An Dr. Kohnert, Bydgoszcz.

1000 Deutsche der Ortsgruppe Lessen geloben zugleich mit ebensoviel DV-Gästen bei ihrer Fahnenweihe unbedingte und freudige Gefolgschaftstreue.

Wir Deutschen im Ausland, einig und opferbereit, erringen uns mit Ihnen im Sinne des Führers den Nationalsozialismus der Tat.

DV-Ortsgruppe Lessen.

Spontan erhoben sich alle mit dem deutschen Gruß, und die nicht endenwollenden Heilrufe der Massen konnte der Redner dahin zusammenfassen, daß das Telegramm dem einstimmigen Wunsche aller Anwesenden entsprach!

Nun setzte der Sprechchor „Die Fahne haltet rein!" kraftvoll ein, und feierliche Stille herrschte als der Singkreis vierstimmig den „Flaggenspruch" sang. Dann betrat Vg. Coelle in Vertretung Dr. Kohnerts die Tribüne und sprach in markigen Worten von der Treue zur Fahne: „Wir wollen alles lassen, aber die Fahne nicht." Nach dem November 1918 verhöhnten die Novemberverbrecher die Fahne ihres Volkes, der Millionen im großen Kriege die Treue gehalten hatten bis in den Tod. Gedenken wir daher in dieser Stunde des Mannes, der uns die deutsche Ehre wieder errungen hat. In seinem Geiste halten wir die Fahne hoch für Einigkeit und Erneuerung! Hart wie er, wollen wir sein gegen uns selbst, in eiserner Pflichterfüllung und bereit zu jedem Opfer wollen wir treu zusammenstehen als gute Bürger unseres Staates und zugleich als echte deutsche Menschen und Nationalsozialisten! (Stürmischer Beifall)

Und während bei herabsinkender Nacht Fackelträger an des Redners Seite traten während sich alles schweigend zum deutschen Gruß erhob, weihte er die Fahne mit dem Spruch:

„Laß nie die Fahne vor dir,
Nie dich die Fahne verläßt!
Mehr als das „Ich" ist das „Wir„
Haltet die Fahne fest!"

Auf brauste das Lied „Unter der Fahne schreiten wir" und hallte wieder im grünen Wald. Vg. Schäfer überbrachte mit begeisterten Worten einen Fahnennagel der Ortsgruppe Briesen mit dem Spruch: „Alles für mein Volk!" Und ein reichsdeutscher Kamerad heftete als Gruß aus der alten Heimat einen Fahnennagel auf mit den Worten: „Treue um Treue!"

Zum Abschluß des Weiheaktes klang ernst der Sprechchor durch die Nacht: „Unsere Fahne." Seine letzten Worte hallten noch lange in unseren Herzen nach:

Schwarze Fahne der Not
Uns gilt dein ernstes Gebot.
Alle Kraft setzen wir an!
Tatrune steig uns voran!
Kampfrune führ uns vereint
Bis uns der Sieg erscheint!
Fahne, durch alle Not,
Sind wir dir treu bis zum Tod! — — —

Nach einer halbstündigen Pause klangen wieder die Signalhörner durch den nächtlichen Wald. „Achtung, Achtung, das Tellspiel beginnt", kündigte das Sprachrohr der Leitung an. Und plötzlich flammten hinter den jungen Tannen überall die Fackeln auf, von ebener Erde ansteigend bis zur Rednertribüne. Dann klang es hinter uns auf: „Und wenn wir marschieren." Im Scheinwerferlicht kamen die Mitwirkenden hereinmarschiert, all die Schweizer Bauern und der Tell, dann der Landvogt Geßler zu Pferde und hinter ihm die Schar der Landsknechte. Und nun zeigten im Schein der Fackeln die etwa 50 Mitwirkenden ein Zusammenspiel, das alle mitriß und nur möglich war, aus der inneren Begeisterung aller Mitspieler, die sonst im Leben Pflug, Hammer oder Feder führen, hier aber von dem Willen beseelt waren, in enger Gemeinschaft im Spiel ihr Bestes herzugeben, um ihren Volksgenossen ein eindrucksvolles Erlebnis zu gestalten. Und wahrlich, ein Erlebnis war es uns allen! Wie diese Schweitzer um ihre Einheit rangen, wie ein Teil abtrünnig wurde und eigene Wege gehen wollte, wie das Erleben der Not sie zurückzwang an die Seite ihrer Brüder, wie Tell arrettiert wurde und alle sangen: „Nun danket alle Gott", und wie dann die Tyrannenherrschaft zerbrach und Tell die Schlußworte den Massen ins Herz grub:

Bewahrt für alle Zeit der Eintracht Gut!
Noch nie zerbrach ein Volk in tiefster Not,
Wenn's einig war und treu der eignen Art!

Mit dem „Feuerspruch" fielen die Mitspieler ein und plötzlich reckten sich über 2000 Arme hoch und als geschlossenes Ganzes sangen Spieler und Zuhörer den „Feuerspruch" aus gemeinsamem Erleben heraus.

Fackelträger und Orchester traten an die Spitze. Der Ortsgruppenvorsitzende ergriff eine Fackel und führte den endlosen Zug durch den nächtlichen Wald. Ein unvergeßlicher Anblick, wie all die Lichter durch die Stämme immer wieder aufblinkten, ein unvergeßlicher Eindruck, wie diese Menschenmassen, jung und alt, groß und klein, Stadt und Land, alle als ein geschlossenes Ganzes, als Ausdruck eines gemeinsamen starken Willens, als Sinnbild der Gemeinschaft aller Volksgenossen in einem leuchtenden Zuge durch den Wald und ihrem Ziele zuschritten!

So ging's zurück zur Thingstätte. Im riesigen Kreis um ein loderndes Feuer brauste noch einmal ein Lied auf:

Wir alle sind Kameraden
Ist keiner mehr allein,
Ein heil'ger Stolz erfüllt uns,
Vom deutschen Volk zu sein!

Dann sah man auf allen Wegen die Volksgenossen weithin ins Land mit ihren Fackeln und Lichtern durch die Nacht nach Hause streben — voll Kraft zu neuer Tat!

Feiglinge.

Feige zittern
vor Gewittern,
Feige fliehen
vor der Tat.

Feige rennen
vor dem Brennen
unsres Glaubens
in Verrat.

Feige werden
hier auf Erden
niemals unser
Kamerad.

Gerhard Dabel.

Auf der Nehrung.

Das ist die Nehrung: Ein Sandstreifen zwischen zwei Wassern, ein Land voll harter, irdischer Wirklichkeit und doch von fast unwirklicher Schönheit.

Langsam arbeiten sich die bloßen Füße durch den tiefen, heißen Sand. Steil steigt der Grat auf, golden leuchten die Dünen im brennenden Glanz der nordischen Seesonne. Tiefblauer Himmer und wundervolle, weißgeballte Wolken türmen sich drüber auf. Halbverwehte, gespenstisch große Fußtapfen eines uns vorangegangenen Wanderers sind das einzige, was an ein lebendiges Wesen erinnert.

Als wir aber endlich oben angelangt sind, ist die Einsamkeit und die Unendlichkeit so groß, daß wir glauben, uns zwischen Erde und Himmel zu befinden. Endlos dehnt sich nach Norden der moosgrüne Teppich der Kiefernwälder, stundenlang könnte man darin wandern und irren, bis hinauf zur nördlichen Nehrungsspitze hin. ... Weit drüben zieht sich ein grünblauer Streifen am Horizont hin. Die weißen Schaumköpfe der heranbrandenden Wellen lassen uns wissen, dort ist die See! Von dort her kam die Düne. Nun stürzt sie sich jäh in das Haff, das tief unter uns in sanften Buchten sein blaßlila Wasser an die steilen Dünenberge schmiegt. Und immer noch wandern sie landeinwärts, und keiner kann sie, keiner kann den Wind aufhalten. Nidden wurde von der Düne zugedeckt, und nach hundert Jahren, als die Düne weiter gewandert war, kam die Ruine des Kirchleins wieder zum Vorschein. Friedhöfe wurden bloß gelegt und zu Knochenfeldern verwandelt, ganze Wälder mußten unter dem herantreibenden Sand eines langsamen Todes sterben.

Aber das Leben wehrte sich. Die Dünen wurden bepflanzt und befestigt. Mochte auch jede Sturmnacht das mühsam getane Werk wieder zerstören, der kurze harte Strandhafer fristete dennoch sein kärgliches Leben mutig weiter, und bald gesellte sich zu ihm das Moos und die Flechte. War es aber erst so weit, dann begannen auch die knorrigen Äste der Kiefer zu ranken und ein undurchdringliches, nur den Elchen zugängliches Gestrüpp zu bilden. Im Schutze dieser trotzigen Mauer wuchsen bald auch die richtigen Kiefern empor, ärmliche Bäumchen zwar, mit dünnen Stämmchen und lichten Kronen. Nur an einzelnen Stellen können die Bäume größer wachsen: es sind die prächtigen Tannenwälder bei Schwarzort, die knorrigen, eigentümlich geformten Kiefern bei Nidden.

Aller Menschenarbeit trotzend, blieb die Natur Siegerin, einsam, großartig, überwältigend. Noch immer gibt es kahle Dünen, noch immer gibt es ein „Tal des Schweigens", wo man nichts sieht als Sand und Himmel. Wer aber glaubt, dies müsse ein trostloses Land sein, der täuscht sich. Keiner kann sich die Farbstimmungen und Lichter auf dem nackten Sand vorstellen oder sie nachbilden. Keiner kann sagen, was der Sonnenuntergang an der See ist, das Erleben ist zu gewaltig, als daß man nicht verstummen müßte. Und in stolzer, majestätischer Ruhe schreitet der Elch

durch dies Land, er, ein letzter Zeuge aus germanischer Vorzeit, hat hier seine Zuflucht gefunden und ist der eigentliche Herrscher. Haff und See, Düne und Kieferngestrüpp, Weidenlaub und Baumrinde gehören ihm. Wer Glück hat, der kann, am Strande heimkehrend, ihn oben auf der Düne erblicken, wie die massige Gestalt sich dunkel gegen den hellen Abendhimmel abhebt.

Im Schutz der Dünenberge, am Haffufer, liegen die Fischerdörfer. Ein unendlich friedlicher Anblick; die niedrigen behaglichen braunen Holzhäuser mit den weiß und blau gestrichenen Fensterrahmen und dem großen, schönen Strohdach; aus dem Schornstein steigt leicher, durchsichtiger Rauch in die klare Abendluft auf, während das letzte Leuchten hinter den schwarzen Kiefernstämmen verglüht. Fast möchte man vergessen, daß hier mehr denn irgendwo anders Kampf und Arbeit und Not ums tägliche Brot wohnen, daß oft das Donnern der sturmbewegten See in den Schlaf der Menschen dröhnt. Der kurze, leuchtende Sommer breitet all seine Farben aus, als müßte er den tiefen Winter aufwiegen, der hier sieben bis acht Monate währt. In dem kleinen Gärtchen vor dem Fischerhaus blühen Blumen in bunter Fülle, trotzdem sie auf kärglichem, magerem Sandboden wachsen. Und die Menschen, die dem Tod so nahe sind, die im Winter das Eis aufhacken, um sich Fische zur Nahrung zu holen, sie tragen ihr Teil dazu bei, die Buntheit des Lebens zu erhöhen. Wie lustig und froh nehmen sich die holzgeschnitzten, selbstbemalten Wimpel auf der Maitspitze des Kahnes aus, keiner gleicht dem andern, Form und Farbe kennzeichnen die Fischerfamilie. Wundervoll aber leuchten die rotbraunen Segel der großen, dunklen Kurenkähne, wenn sie langsam übers blaugraue Haff dahinziehen. Und Frauen und Mädchen tragen schöne, bunte Trachten, die sie selbst genäht, gewoben und gesponnen haben.

So wie die Landschaft in seltsamem Nebeneinander fruchtbare Großartigkeit, unendliche Einsamkeit und unbeschreibliche Lieblichkeit zeigt, so wohnt auch in den Menschen neben den kampfgestählten, willensstarken, wetterharten Zügen in Gesicht und Händen eine verborgene Schönheit und eine große Liebe zu Deutschland. Die sonst so schweigsamen beginnen zu reden. Sie wissen was Heimat heißt, sie, die an der Grenze leben. R.P.P.

Ueberfahrt bei Sturm.

Die See tobte schon seit drei Tagen, der Weg zum Festland schien versperrt. — Aber wir mußten nach Hause — und bei dem Sturm wurde uns die kleine Insel zum Gefängnis. Klaas Mehn, ein junger Fischer, will uns ans Festland bringen. „Hoffnung" heißt der kleine Kutter. — Hoffnung ist alles hier: Die Stahltaue, die den Mast halten, die Segel, das Ruder und der alte Glühkopfmotor, das Holzschiff und wir selbst.

Die See geht steif und stetig und der Wind ist hart. Der Geselle sitzt am Ruder und hütet es, während Klaas Mehn mit uns im kleinen Raum sitzt. Die Petroleumlampe brennt und schaukelt. Der kleine Ofen glüht und unser Kaffee dampft in den Bechern.

In das Ächzen des Schiffes und in das Donnern der Wasser gegen den Außenbord tönen unsere Lieder. Seemannslieder singen wir mit Klaas zusammen. Und zwischendurch fluchen wir. Auf alles — Schiff, Wasser, Wetter. Das Bild von Klaas junger Frau an der Wand schaukelt hin und her. Dann steht Klaas auf, schiebt einen Holzdeckel über das Bild, zieht den Ölmantel an und geht nach oben. Als er hinausgeht, kommt der Wind in den Niedergang und reißt gewaltig an der Tür. Hendrik, der Geselle, kommt jetzt herunter. Klaas hat ihn abgelöst. Sein Ölzeug trieft von Wasser, Spritzwasser.

Der Wind pfeift jetzt noch toller durch das Tauwerk. Wir singen und trinken zwischendurch heißen Kaffee. Hendrik flucht und murmelt ein wenig mit. Aber Kaffee trinkt er um so mehr.

Eigentlich stampfen wir nur noch. Vorwärts kommen wir nicht mehr, denn der Wind ist gegen uns und auch das Wasser. Klaas pfeift plötzlich nach Hendrik. Dann hören wir beide an dem Hauptsegel arbeiten. Sie rollen es ein und lassen nur die kleine Fock, das Bugsegel. Die Fock hält uns aber nur auf der Höhe; wir treiben nicht ab, kommen aber dem Land auch nicht näher.

Dann holt Klaas die fauchende Lötlampe und glüht den Glühkopf an, der Motor springt an und bald rattert er das Schiff in noch tollere Bewegung. Klaas kommt dann wieder nach unten und sagt, daß die Fock geblieben sei. Der Glühkopf rattert und die Wasser klatschen gegen die Bordwand. „Hoffnung" kämpft sich durch, gegen Wind und Wetter dem Festland zu.

Angst?

Die Wolken waren Tag für Tag zahlreicher geworden und man hatte das Gefühl, daß etwas im Anzug sei. Und so war's auch. Gegen Abend wurde der Himmel grau und die Sonne konnte kaum noch durchschauen.

Unsere Zelte stehen gut. Gespannt sind die Planen, fest geknüpft, tief sitzen die Heringe und stark genug ist jeder Zeltstab. Wir sind also gerüstet. Nachdem unser frohes Beisammensein beendet ist, verschwinden wir, jeder Trupp in sein Zelt. Als wir kaum in das Stroh gekrochen sind, bemerken einige ein leichtes Wetterleuchten. Noch recht weit scheint es zu sein. Kaum einer macht sich Gedanken, so daß bald ein Wettschnarchen auf die letzte Unterhaltung folgt.

Alle Zelteingänge sind geschlossen. Aber nicht allzu langer Schlaf wird uns gegönnt. Aus dem fernen Wetterleuchten wird bald ein helleres Aufzucken und schon nach einer Stunde fällt der erste Donnerschlag. Ein paar besorgte Jungen wachen schon und beobachten durch einen Zeltspalt. Frosch, unser Jüngster, scheint etwas Angst zu haben. So ohne Blitzableiter und ohne Mutti. Wir ärgern ihn damit, und bald wird er genau so lustig wie wir. Die Gewalt des Gewitters reißt uns mit, macht uns Freude. Hier draußen im Wald ist ein Gewitter großartiger als in der Stadt. Im Lager sind wir mit dem Gewitter allein.

Blitz auf Blitz durchreißt die Nacht. Fritz berechnet sogar die Entfernung, zur Bestätigung seines Mutes. Er zählt die Sekunden zwischen Blitz und Donner, „Noch ziemlich weit", stellt er fest. Der Wind hat zugenommen und rüttelt an den Zelten. Bald klatschen die ersten Tropfen auf die Planen, laufen langsam bis zum Rande und tropfen in die Wassergräben. Nun zuckt Blitz auf Blitz durch die Nacht, erhellt das Lager und dumpfer Donner hallt an den Bergen und rollt in das Tal. Jeder Schlag scheint neuen Blitz und neuen Schlag zu wecken. Dann folgt ein befreiender Regen, der nur so herniederprasselt. Bis fast auf den letzten Jungen wacht alles und wartet spannend, bis die Gewalten sich wieder beruhigt haben.

„Was ist denn mit dem los? Der schläft ja noch, und wie der schnarchen tut! Mensch, der hat Nerven, liegt hier und draußen krachts, daß die Zelte bald einstürzen."

„Halt deinen Schnabel, penne lieber."

Nach genügendem Toben scheint das Unwetter endlich nachzulassen. Nur noch von Zeit zu Zeit durchbricht ein Zucken am Himmel das Dunkel der Nacht. Ein letzter Schlag, der uns durch Mark und Bein geht, soll wohl der Schlußgang des Gewitters sein. K. J. P.

Jede Halbheit und Unklarheit hat ihre bitteren Folgen im Leben, denn das ganze Dasein ist im letzten Grunde auf Wahrheit aufgebaut. Folglich muß alles Unstimmige als Leid offenbar werden. Wer dann die Folgen willig auf sich nimmt, wie herb sie auch seien, tritt wieder auf den Boden der Wahrheit, und ihre Kräfte werden sofort heilend zur Geltung kommen. Wer aber in neue Unklarheiten flüchtet, um den bitteren Folgen seines Tuns zu entgehen, kommt in Gefahr sein Leben und sein ganzes Sein zu vergiften und zu verderben. Lhotzky

Erlebnis.

Wir liegen auf dem harten Boden, hinter Baumstämmen versteckt.

Die Bäume über uns biegen sich und stöhnen im Wind. Blätter rieseln zu Boden. Wolken eilen am Himmel. Es liegt sich gut hinter den Stämmen, windgeschützt. Von unseren Zigaretten steigen leise blaue Rauchfähnchen. Es ist Kaffeepause. Wir liegen auf einer Anhöhe. Der Wald, der hier gestanden hat, mußte vor unseren Äxten weichen. Jetzt kann der Wind, der allmählich stärker wird, ungehindert über die Höhe hinweg stürmen. Wir liegen auf dem Rücken und sehen hinauf zu den Wolken. Jede Sekunde müssen wir ausnutzen, die uns noch von dem Pfiff des Truppenführers trennt. Nicht, weil wir uns vor der Arbeit fürchten. Nein, weil es schön ist, auf hartem Boden zu liegen, und seine Ohnmacht vor der Natur zu spüren.

*

Es ist schon Herbst geworden. Die Morgen sind kühl. Wir marschieren auf dem Herweg, der alten Römerstraße, die von Köln ins Land führt. Unter uns, weit hinaus liegt die Ebene mit dem welligen Hügelzügen. Aus den tieferen Gründen steigt Nebel. Aber wie die Sonne alles mit Licht überzieht. Rote, goldene und silberne Streifen lösen sich ab. Weißt du, wo der Horizont ist, wo das Land übergeht in die Himmelskuppel? Es ist nur Licht da. Wir marschieren mit der Hacke und der Axt auf der Schulter zur Baustelle. Der Tag wird heiß.

*

Rhythmus, das ist es, was unser Leben beseelt. Rhythmisch schlägt das Herz, im gleichen Rhythmus wechselt Tag und Nacht, in immer gleichen Rhythmus kommen die Jahre. Ein Sprechchor — das ist Rhythmus, der aus den unsichtbaren, drängenden Strömen des Weltalls eingefangen wurde und Gestalt nahm. Fest, sicher, hart fallen die Worte aus den Herzen der braungebrannten Gestalten in den Saal, dem irgend etwas gemeinsames aufgezwungen ist durch die Macht des Gleichklanges. Der Sprechchor ist sichtbarster Ausdruck gemeinsames Erlebens.

„Wir schlagen die Hacke in steinigen Grund,
wir schlagen mit Äxten Wurzeln wund,
wir spüren mit Spaten nach Schätzen und Gold,
hier wird uns wachsen die Ähre hold . . ."

Schriftleitung: Herbert Pech, verantwortlich: Ernst Hempel, beide in Bromberg.

Altgermanische Ehe.

Von Dr. Fr. Adolf Kerrl.

Mit seltsamer Hartnäßigkeit hielt die Wissenschaft bisher und hält zum Teil noch heute fest an der Anschauung von der Herrenstellung des germanischen Mannes gegenüber seiner Ehefrau, über die er — wie auch über die Kinder — volle Gewalt, selbst über Leben und Tod besessen habe. Sie begründete das mit der Behauptung, daß das Weib in altgermanischer Zeit überhaupt eine sehr niedrige Stellung gehabt habe, ferner damit, daß die Ehe der Germanen eine sogenannte Gewaltehe gewesen sei, d. h. durch die Ehe sei die germanische Jungfrau aus der Gewalt (Munt) des Vaters in die des Ehemannes übergegangen. Sie habe daher auch nicht etwa das Recht der freien Gattenwahl gehabt, sondern mit der Begründung, durch den „Brautkauf", eine Gabe, die der Werber an den Vater gezahlt habe, sei das „Eigentum" des Mannes an seiner Ehefrau auch rechtlich „fundiert" worden.

Alle diese Behauptungen sind irrig, wie Forscher vom Range eines Neckel, Kummer, Heusler u. a. bewiesen haben, indem sie es verstanden, die Quellen richtig zu lesen und zu deuten.

Eine wie hohe Stellung das Weib bei unseren germanischen Vorfahren hatte, bezeugt schon der Römer Tacitus, der sagt, daß die Germanen „die Frauen sehr hoch achten, in ihnen etwas Heiliges sehen und Wahrsprüchen aus Frauenmund den größten Glauben zumessen, da sie glauben, daß die Frauen den Göttern näher stehen." In der Tat sehen wir einerseits Frauen wie Veléda, die Seherin der Brukterer, geradezu als Führerin ihres und anderer Stämme geehrt, ähnlich Gámbara, eine andere Seherin. Und wer kennt andererseits nicht Thusnelda, die stolze Gattin des Römerbesiegers, die gegen den Willen ihres Vaters Segestes sich freien Willens mit dem geliebten Manne verband!

Und treten wir ein in die Welt der stammverwandten Nordgermanen, so finden wir in deren Sagas eine Fülle von Beispielen, die beweisen, wie völlig gleichberechtigt die Frau neben dem Gatten, das Weib überhaupt neben dem Manne fand.

Hier erhalten wir auch — neben Tacitus — die beste Aufklärung über die Sitte des „Brautkaufs". Tacitus sagt in seiner Germania: „Die Mitgift bringt nicht die Gattin dem Manne zu, sondern der Mann seiner Gattin. Zugegen sind dabei die Eltern und Verwandten, sie begutachten die Gaben, die nicht zum Vergnügen und zum Putz ausgesucht sind; nein es sind zusammengejochte Rinder, ein gezäumtes Pferd, ein Schild mit Speer und Schwert . . . Was sie empfängt, hat sie unversehrt und in Ehren an ihre Kinder weiterzugeben, dies sollen ihre Schwiegertöchter erhalten, und es soll von diesen weitervererbt werden an die Enkel."

Und in dem Gesetzbuch der Westgoten lesen wir: „Der Vater soll das Recht haben, den Mahlschatz, den seine Tochter bekommen hat, für sie aufzubewahren. Sind Vater bzw. Mutter verstorben, so sollen die Brüder bzw. nächsten Verwandten den ihnen übergebenen Mahlschatz ihrer Schwester unversehrt zurückerstatten."

Ähnlich finden wir es bei den Burgunden, deren Gesetz der Frau schon während der Ehe freie Verfügung über das „Wittum" gestattet, und das langobardische Edikt König Liudprands bestimmt, daß der Mundschatz freies Eigentum der Witwe bleibe; geradeso bestimmen das Gesetz der salischen Franken, das der Ripuarier und das der Alemannen.

Und in dem Atlamal, einer nordischen Saga, heißt es: „Mahlschatz zahlte ich der Erlauchten" (der Braut) und in der Ynglinasaga: „er heiratete eine Tochter Audis des Reichen und gab ihr als Mundschatz drei große Gehöfte und ein goldenes Halsband." Und in der Njalssaga sagt Mortr zu seinem zukünftigen Schwiegersohn: „Sie soll sechzig Hunderte bekommen, dazu einen Drittanteil von deinem Hof, und wenn ihr Kinder bekommt, so sollt ihr auf Halb und Halb gestellt sein."

Aus allen diesen — leicht noch zu vermehrenden — Zeugnissen geht hervor, daß von einem „Brautkauf" gar nicht die Rede sein kann, sondern der „Mundschatz" stellt ein Gegenstück zu der vom Vater an die Braut gegebenen Mitgift (nordisch heimanfylgja genannt) dar, die beide zusammen das Wittum der Frau bilden und ihr Eigentum darstellen, von dem sie auch während der Ehe den freiesten Gebrauch machen konnte.

Die Anschauung von der „Gewaltehe" scheint hervorgegangen zu sein aus der Verwechslung des Begriffes „die munt (oder mund)" = Fürsorgeverpflichtung, Verwaltungsbefugnis, wie es der heutige Sprachgebrauch noch in dem Worte „Vormund" (früher Fürmund) kennt, mit dem nordischen mundr, eben der Bezeichnung für die Brautgabe.

Daß auch in anderer Beziehung die altgermanische Ehe keine „Gewaltehe" war, zeigt eine Stelle aus dem Gudrunliede:

„Es ist seit alten Zeiten ein' Sitte so getan,
Daß keine Frau sollt' nehmen einen Mann,
Es wäre denn ihr beider Wille."

Und es war nicht nur Sitte, sondern sogar Gesetz, daß nur mit dem Einverständnis der Jungfrau sie (durch den Vater oder das sonstige Haupt der Sippe, wenn etwa der Vater schon gestorben war) einem Manne verlobt werden konnte, denn die meisten nordischen Gesetze sowohl, wie ferner z. B. das westgotische, das burgundische, das salfränkische Gesetz verbieten geradezu, die Braut gegen ihren Willen zu vergeben.

In einer nordischen Saga antwortet Egil Skallagrimsson auf die Werbung des Olaf um Egils Tochter Thorgerd: „Dies muß ich erst mit Thorgerd besprechen, denn es wäre keinem Manne möglich, Thorgerd gegen ihren Willen zu bekommen."

Aber das germanische Mädchen fühlte sich ganz und gar als Glied ihrer Sippe, und da die Heirat der Tochter nicht nur deren reine Privatangelegenheit, sondern zugleich eine wichtige Angelegenheit der Familie und der Sippe war, so war es ihr selbstverständlich, daß Familie und Sippe bei ihrer Heirat ein Wort mitzureden hatten und daß sie ihre Wahl, wenn irgend möglich, nach den Wünschen der beiden genannten Instanzen traf. Daß aber Auflehnungen seitens des Mädchens gegen den Willen beider vorkamen, zeigt wieder z. B. die Liebesheirat Thusneldas gegen den Willen des Vaters.

Diese beweist zugleich, daß die Liebe oft das ausschlaggebende Moment bei der Heirat war. Wenn wir trotzdem so wenig, fast nichts, aus altgermanischer Zeit aus der Liebe hören, so hat das zwei Gründe. Erstens lebte die germanische Jungfrau sehr abgeschlossen im Kreis der Familie, so daß die Entstehung eines Liebesverhältnisses zwischen Jüngling und Jungfrau sehr erschwert war, und zweitens ist das Reden über die Liebe dem altgermanischen Wesen gänzlich fremd, man trug seine Gefühle nicht auf der Zunge. Selbst wo uns altnordische Sagas von Liebesverhältnissen erzählen, da bringen sie nicht Worte von Liebe, sondern Taten der Liebe, sowohl von der Seite der Frau als auch von der des Mannes. Noch Nibelungenlied und Gudrunlied sind ungemein keusch zurückhaltend mit Liebesworten, desto mehr wissen sie zu berichten von Taten der Liebe, bei Kriemhild die furchtbare Rache an den Zerstörern ihres Glückes, bei Gudrun die heldische Treue zu ihrem Verlobten.

Erst das Eindringen westlichen — vor allem französischen — Wesens in Deutschland während der Ritterzeit hat das Reden von der Liebe auch bei unseren Vorfahren in Mode gebracht — bis auf den heutigen Tag.

Erscheinen so bei Eingang der Ehe beide Teile als Gleichberechtigte und Gleichstehende, so wird das nach der Eheschließung nicht etwa anders, sondern auch da steht die Frau neben, nicht unter dem Ehemann. Tacitus sei uns dafür wieder ein klassischer Zeuge. Er sagt im 18. Kapitel seiner „Germania": „Die Ehen sind dort (bei den Germanen) streng, und keine Seite ihres Lebens möchte man mehr loben. Denn sie fast allein unter allen Barbarenvölkern begnügen sich mit einer Gattin . . . Damit die Frau nicht wähne, sie stehe außerhalb der Erlebnisse, die männlichen Mut erfordern, wird sie durch die feierlichen Wahrzeichen (die oben erwähnten Brautgaben) gleich bei Beginn der Ehe gemahnt, sie komme als Gefährtin der Mühsale und Gefahren; im Frieden und im Kriege werde sie dasselbe zu dulden und zu wagen haben wie der Mann . . ."

Wahrlich, eine Gemeinschaft für Glück und Leid, für Not und Tod, eine Lebenskameradschaft, wie sie idealer nicht gedacht werden kann: das war die altgermanische Ehe!